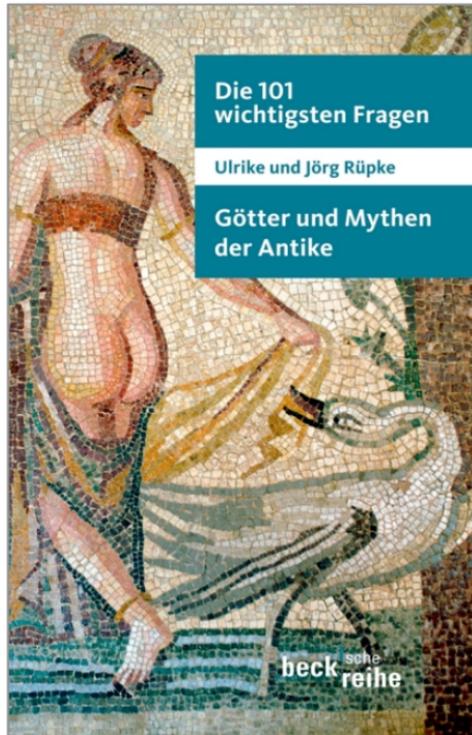


Unverkäufliche Leseprobe



Ulrike und Jörg Rüpke
Die 101 wichtigsten Fragen: Götter
und Mythen der Antike

160 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-60630-4



Orientierung

Die Welt der antiken Götter und Mythen ist unendlich vielfältig. Nicht nur von einem einzigen Gott waren Geschichten zu erzählen. An jedem Ort verband man andere Geschichten mit seinen Göttinnen und Göttern. Solche Erzählungen wiederum konnten schnell ihre Gestalt wandeln. Jeder erzählte sie anders, je nach Zuhörerschaft, Gelegenheit und zeitlichen Umständen. Mal war dieses, mal jenes Detail wichtig, wurde ausgeschmückt oder weggelassen. Einzelne Geschichten konnten zu langen Erzählungen mit vielen Episoden ausgebaut oder aus unterschiedlichen Interessen heraus immer weiter verfeinert werden. Auch waren die Götter nicht überall dieselben. Andere Götter, andere Geschichten. Und wie die Götter nicht nur mit den Menschen in Kontakt traten, sondern auch untereinander, so mussten ihre Geschichten miteinander verknüpft werden. Dazu boten sich sehr verschiedene Wege an: die Übereinstimmung von Beteiligten; verwandtschaftliche Beziehungen; gleiche oder benachbarte Orte, Gleichzeitigkeiten oder zeitliche Folgen. Einzelne Motive konnten übertragen werden, Verwechslungen waren nicht auszuschließen.

Schon in der Antike bemühten sich manche, Ordnung zu schaffen, Verwandtschaften darzustellen, zeitliche Folgen zu konstruieren, Varianten derselben Erzählung zu vereinheitlichen oder bloß zu dokumentieren. Was dabei herauskam, war oft nicht mehr als eine weitere, neue Variante, ein weiteres Element in der unendlichen Welt von Erzählungen. Auch dieses Büchlein kann nicht mehr leisten. Es will besonders wichtige Gestalten und «stories», viel gelesene oder einfach besonders schöne Erzählungen vorstellen, es will versuchen, Verständnis für diese Art der Weltdeutung und Orientierung, der Festgestaltung und des Zeitvertreibe zu wecken. Daher will es kein Handbuch sein, nicht in einen Wettbewerb mit den ein- oder vielbändigen mythologischen Lexika und Handbüchern treten, die seit der frühen Neuzeit die antiken Erzählwelten zu ordnen versuchen. Es will vielmehr alte Geschichten in der Form, die ihnen der eine oder andere antike Erzähler gegeben hat, wiedererzählen. Das geschieht in einer Auswahl, die die Überlieferung antiker Texte im Mittelalter und das Interesse der Bewohner der antiken Mittelmeerwelt längst vor uns getroffen haben. So können Leserinnen und Leser einen Einblick nehmen, Geschichten kennenlernen, die auch heute noch – in ähn-

licher oder ganz veränderter Gestalt, auf neue oder zeitlose Probleme bezogen – erzählt werden, in Schulen oder an Kinderbetten, auf der Bühne, in Romanen, in Filmen oder Hörspielen – und nicht zu vergessen: in der Musik und in vielen, vielen Bildern.

Dass unser eigenes Interesse von dem täglichen Umgang mit Mythen in Schule und Hochschule geprägt ist, soll nicht verschwiegen werden. Wir hoffen, dass das Buch Türen in die Antike wie die mythologische Bilderwelt der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart öffnet, die uns selbst andere geöffnet haben, denen an dieser Stelle Dank zu sagen ist: unseren Eltern, denen wir dieses Buch widmen möchten: Barbara und Hans Dieter Rüpke sowie – *in memoriam* – Gertraude und Hans-Joachim Koss, Lehrerinnen und Lehrern in Schule und Universität, Regisseuren, Opernsängern und Schauspielerinnen, Kolleginnen und Kollegen am Evangelischen Ratsgymnasium zu Erfurt und an der Universität Erfurt, und nicht zuletzt unserer Tochter Irene, die uns manches wieder hervorkramen oder neu entdecken ließ.

Erfurt, im Frühjahr 2010

Ulrike und Jörg Rüpke

Originaldokument
© Verlag C.H. Beck



Grundfragen

1. Was sind Götter? Antike Städte waren nicht nur von Menschen bewohnt (und natürlich von Tieren!). Es gab einige weitere Bewohner, die Wohnsitz in der Stadt genommen hatten. Im archaischen Griechenland des achten und siebten Jahrhunderts v. Chr. wie im Italien des sechsten Jahrhunderts v. Chr. wurden Bautypen entwickelt, die klar erkennen ließen, dass in ihnen keine Menschen wohnten. Ob auf einem Unterbau von wenigen Stufen oder auf einem hohen Podium errichtet, hoben sich diese Gebäude von menschlichen Behausungen klar ab und boten durch ihre Lage an zentralen oder gar erhöhten Orten wie durch die oft monumentale Größe Orientierung im Stadtbild, waren der Stolz der Einwohnerschaft der Stadt. Der lateinische Begriff für diese Gebäude war einfach die Mehrzahl des Wortes für «Haus»: *aedes*. Wenn dieses Wort die Ähnlichkeit mit menschlichen Behausungen betonte, tat das Wort für das betreffende Grundstück das Gegenteil: Griechisch *temenos* und lateinisch *templum* betonten gerade das Abgegrenzte, das «Herausgeschnittene». Die Bewohner nämlich waren nicht nur einfach vornehmere, bessere, größere Menschen, sondern Götter, «Unsterbliche». Sie sahen besser aus, rochen besser, waren aus edlerem Stoff und vor allem: Sie waren viel, viel mächtiger.

Die Annahme, dass außer uns Menschen noch andere Wesen mit eigenem Willen und Wollen den Gang der Dinge in Natur und Geschichte bestimmen, ist wohl in allen Kulturen verbreitet, wenn sie auch nicht von jedem Einzelnen geteilt wird. Evolutionär scheinen solche Vorstellungen tief verankert zu sein; mit anderen Willensträgern, mit anderen Personen zu rechnen, auch wenn wir sie nicht sehen können, ist Grundvoraussetzung des Zusammenlebens in größeren Gruppen. Es bietet einfache Erklärungen und eröffnet Möglichkeiten des eigenen, menschlichen Handelns, wie es vielerorts im Umgang mit anderen, gerade auch Höhergestellten und Mächtigeren erprobt ist.

In vielen der kleinräumigen Kulturen rund um das Mittelmeer, in Küstenstreifen und Tälern, Städten und Hochebenen gewann im Laufe der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. die Praxis, diese «Götter» menschengestaltig (anthropomorph) darzustellen, an Popularität. Diese Praxis als solche war wesentlich älter, verbreitete sich aber nun in den Trägerkulturen der griechischen Stadtstaaten

und des späteren Römischen Reiches. Sie unterschied sich ebenso von der in Ägypten vorherrschenden Praxis, die Fremdheit auch dieser personalisierten Götter durch die Kombination von menschlichen Körpern mit Tierköpfen (oder ganz in Tierform) darzustellen. Sie unterschied sich auch von der verbreiteten Praxis, nur ganz gering gestaltete Zeichen als Götterbilder zu nutzen, fast unbearbeitete Baumstammabschnitte etwa oder große Steine. Die Menschengestalt der Götter ihrerseits ließ sich durch ihre Schönheit, wertvolle Materialien (wie Gold oder Elfenbein) oder gar monumentale Größe von Bildern von Menschen absetzen: Der Koloss von Rhodos, eine Darstellung des Sonnengottes Helios, ist das bekannteste Beispiel für Letzteres.

2. Wie können unsterbliche Götter Geschichte(n) haben? Die Götter der Griechen, Etrusker, Punier, Umbrier, Latiner, Römer – jedenfalls die meisten – waren Götter, deren Wirken man spürte. Manchmal täglich oder im Jahreslauf, vor allem aber dann, wenn es brenzlich wurde. Dann erschienen sie in der Schlacht, halfen bei der Geburt – oder ließen einen Schiffbrüchigen im Stich und ertrinken. Der zuletzt Genannte konnte davon nicht mehr erzählen, das stellten schon antike Beobachter fest. Aber an die großen Situationen, in denen der Beistand eines um Hilfe gerufenen Gottes nicht ausblieb, erinnerte man sich. So teilten manche Götter Geschichte mit den Menschen. Aber ein Gott, den man sich wie einen Menschen vorstellte, musste doch auch andere Geschichten haben! So ein Gott konnte Menschen auch besuchen, wenn sie ihn nicht anriefen oder erwarteten. Er konnte sich mit anderen Göttern streiten oder beraten.

Er – das ist schon falsch. Wenn man sich Götter nach menschlichem Muster vorstellte, mussten sie das grundlegendste Merkmal des Menschen teilen, die Geschlechtlichkeit. Es gab Göttinnen und Götter. Wenn Römer einmal überhaupt nicht wussten, mit welchem Gott sie es in einer schwierigen Situation zu tun hatten, schlossen sie Missverständnisse oder Beleidigungen aus, indem sie die Formel «Seiest Du Gott oder Göttin» verwendeten. Geschlecht aber hat Konsequenzen. Wo Geschlechtlichkeit ist, gibt es auch Liebschaften und Freundschaften, Ehebruch und Vergewaltigung. Und auch das konnte Folgen haben. Waren die Götter auch unsterblich, so mussten sie deswegen nicht ungeboren sein. Kinder wurden gezeugt und verschlungen,

wurden groß oder blieben kindisch. Verwandtschaftsverhältnisse konnten nicht nur bei Menschen allerhand erklären oder provozieren. Das Privatleben der Götter – das war nicht nur ein beliebtes Feld für Spötter, sondern auch für Gesellschaftstheoretiker. Zeus und Hera, das Ehepaar an der Spitze der griechischen Götterwelt, boten ein Musterbeispiel, um über Geschlechterdifferenzen nachzudenken.

Vor allem die griechische Kultur bot Gelegenheiten, solches Nachdenken öffentlich zu machen, in der hier erfundenen Bauform und Institution «Theater», in Traditionen von Dichtung und Gesang. Die dem frühgriechischen Dichter Homer zugeschriebenen «Homerischen Hymnen» waren Muster, um ganze Götterbiographien zu entwickeln. Förmlich zwar Gebete und keine Erzählungen, zielten sie auf die Überredung der angesprochenen Gottheit, indem sie diese an ihre früheren Taten erinnerten. Die Frömmigkeit des oder der kollektiv Bittenden wurde unter Beweis gestellt, indem diese ihr Wissen über die Gottheit, beginnend mit deren Herkunft, vorführten.

3. Was ist ein Mythos? Ein Mythos ist eine Geschichte, eine Erzählung, eigentlich bloß eine «Äußerung». Das Wort stammt aus dem Griechischen und es waren griechische Autoren, die das Wort zu einem festen Begriff zu entwickeln versuchten. Damit entstand eine Vorstellung, die erst die lateinische und dann die neuzeitliche Aufnahme des Wortes geprägt hat. Woran dachten die Schriftsteller und Denker des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr.? Aristoteles dachte in seiner Poetik einfach an den Inhalt, die Handlung solcher Erzählungen. Herodot und Thukydides, die Väter der europäischen Geschichtsschreibung, engten den Begriff ein, um ihr eigenes Schreiben von Mythen abzusetzen. «Mythos» und «Geschichte» (*historia*) wurden Gegenbegriffe. Damit war Mythos noch keine Lügengeschichte, aber doch eine Erzählung, deren historischer Wahrheitsgehalt nicht zu überprüfen war. Wo andere Informationen fehlten, konnte man auf solche Geschichten verweisen, aber man hütete sich zu behaupten, dass es tatsächlich so gewesen sei.

Platon verfolgte eine andere Linie. Er setzte dem «Mythos» den «Logos» entgegen. Auch dieser Gegensatz mag heute schärfer klingen, als er damals war. Ein «Logos» oder mehrere «Logoi» waren zunächst auch Äußerungen, Darstellungen, in manchen Fällen sogar Geschichten. Das konnte sich auch auf Götter oder religiöse Dinge, etwa den Sinn von Ritualen beziehen. Aber auch hier gab es eine Inte-

ressengruppe, die ihr eigenes Tun mit Hilfe dieses Begriffes neu zu bestimmen suchte. Schon für die vorsokratische Philosophie war der Logos zu einem Schlagwort für das Argumentieren, für das rationale Argument geworden. Wollte man dagegen mit Mythen argumentieren, musste man sie deuten, auslegen. Ansonsten waren es einfach Geschichten ohne rational überprüfbareren Wahrheitsgehalt. Manche Verfasser von Rednerhandbüchern der späteren Zeit gingen sogar noch weiter und verbanden mit dem Unüberprüfbareren das Unwahrscheinliche. Mythen waren damit in einem gewissen Sinne unglaubwürdig.

Dennoch, sie wurden erzählt, verbreitet. Das ist demnach auch einer der wichtigsten Ansatzpunkte, Mythen heute zu verstehen. Es sind zunächst einmal traditionelle Erzählungen. Und warum werden sie traditionell, das heißt immer wieder erzählt? Weil sie etwas bedeuten. Diese beiden Definitionselemente erlauben, viele Erzählungen in vielen Kulturen – gerade auch solchen, die das Wort «Mythos» nicht benutzen – als «Mythen» zu verstehen und so miteinander vergleichbar zu machen. Dabei verweisen beide Elemente aufeinander: Die Bedeutsamkeit führt zur Wiederholung, zur Tradierung der Erzählung. Und umgekehrt kann die tradierte, die geläufige Erzählung dazu benutzt werden, immer wieder neue Sachverhalte zu illustrieren oder Probleme zu beleuchten. Sie wird mit Bedeutung aufgeladen. In Gesellschaften ohne oder mit eingeschränkter Schriftlichkeit ist das eine Überlebensvoraussetzung für Erzählungen. Wenn Schrift aber nicht nur für Abrechnungen und Königslisten zur Verfügung steht, sondern auch für Mythen? Dann können sich auch Erzählungen halten, die ihre aktuelle Bedeutung verloren haben, die nur für wenige ursprüngliche Adressaten bedeutsam gewesen sind. Dann stellt sich späteren Leserschaften die Aufgabe, alte Bedeutungen zu entschlüsseln oder neue zu erfinden.

4. Was unterscheidet den Mythos von Märchen? Nicht alle traditionellen Erzählungen können sinnvoll als Mythen angesprochen werden. Ein solcher Grenzfall ist die Geschichte von Psyche und Amor beziehungsweise Cupido.

Psyche, die jüngste von drei schönen Töchtern eines Königspaares, übertraf nicht nur ihre Schwestern, sondern jedes Menschenmaß an Schönheit. So wurde sie von allen bewundert, ja wie eine Göttin angerufen und verehrt. Selbst Venus, die Göttin der Liebe, fühlt sich von

ihr in den Schatten gestellt. Sie hetzt ihren Sohn (Cupido) auf diese, damit sie sich in den allergeinsten Menschen verlieben möge. Inzwischen aber hat Psyches Vater ein Orakel erhalten, das ihn veranlasst, die Tochter zur Hochzeit zu rüsten und auf einer steilen Klippe zu platzieren. Das geschieht. Psyche wird aber nicht in den Tod, sondern in einen Palast hinabgetragen, in dem sie verwöhnt wird und schließlich mit einem unsichtbaren Gatten das Bett teilt. Gegen seinen Willen gelingt es ihren beiden Schwestern, Kontakt mit Psyche aufzunehmen. Schließlich, als sich durch eine Schwangerschaft Psyches Familienglück bereits zu erfüllen beginnt, bewegen sie sie dazu, die Unsichtbarkeit des Gatten zu gestehen. Aufgehetzt versucht sie ihn mit nächtlichem Licht zu identifizieren – und entdeckt Cupido, den Gott des Begehrens mit seinen Pfeilen. Sie verletzt sich mit dem Pfeil (mit den bekannten Liebes-Folgen der von Cupido verursachten Verletzungen), ihn mit dem Öl der Lampe. Es kommt zur Trennung und Rückkehr der Psyche. Vergeblich versuchen die Schwestern, Psyches ursprüngliches Glück nachzuvollziehen, stürzen aber beide tödlich von der Klippe. Psyche aber gelingt es mit Hilfe Jupiters nach langen Wanderungen sich mit Cupido wieder zu vereinen. Venus wird umgestimmt, in aller Pracht wird Hochzeit gefeiert.

Was wir vor allem aus den Büchern vier bis sechs der «Metamorphosen» des Apuleius kennen, kommt uns seltsam bekannt vor. Es geht nicht um die auch sonst bekannte Psyche oder eine wichtige Episode aus dem Wirken des Gottes, dessen Namen «Begierde» heißt. Auch dass das gemeinsame Kind am Ende «Wonne» (Voluptas, durchaus im sexuellen Sinne gemeint) heißt, ist nicht wirklich wichtig. Was die Geschichte vorantreibt, sind einzelne Motive: Die Dreizahl der Schwestern, der Gegensatz von guten und bösen Schwestern, die schließlich gelingenden Versuche, die Gattin zur verbotenen Aussage über den Gatten zu drängen, zum Versuch, seine Identität festzustellen, die erzwungene Trennung der Liebenden. Eine «leichte Erzählung» und «Altweibergeschichte» nennt Apuleius das, wir nennen das üblicherweise Märchen. Was hier zählt, sind die Motive und ihre «Moral», die Personen sind fast beliebig. Insofern berührt sich das Märchen hier mit der Fabel, die dasselbe in tierischer Gestalt zu erreichen sucht.

Aber Märchen und Mythos liegen so weit nicht auseinander. Sie teilen das Merkmal der «traditionellen» Erzählung. Dieselbe Zeit, die die Brüder Grimm deutsche Märchen sammeln ließ, eröffnete auch

einen neuen Blick auf die antiken Mythen. Auch hier versprach die Traditionalität Aufschluss über den «Volksgeist» zu geben, aus dem heraus sie entstanden waren. Dem frühen neunzehnten Jahrhundert wurde es wichtig, aus welcher Landschaft, aus welchem Stamm die Erzählungen kamen. Was vorher «antike Mythologie» gewesen war, begann sich in griechische und römische Mythen zu scheiden.

5. Was unterscheidet Mythen von Legenden? Die Frage wird häufig gestellt, sie ist aber nicht sinnvoll. Das hängt mit dem Begriff der «Legende» selbst zusammen. *Legenda* heißen im kirchlichen Latein des Mittelalters «zu lesende» Texte. Das bezieht sich – außerhalb des Kanons der biblischen Texte – auf genau bestimmte Anlässe im christlichen Gottesdienst wie im klösterlichen Leben. Gelesen wurde bei Tisch wie in Versammlungen im (man beachte das Wort!) Kapitelsaal. Aber nicht nur Kapitel der Klosterregeln (zumal der Regel des Klostergründers Benedikt von Nursia aus dem sechsten Jahrhundert) kamen zur Verlesung. Von großer Bedeutung waren Geschichten von Heiligen, Teile oder ganze Lebensbeschreibungen von Märtyrern, Jungfrauen, Bischöfen oder heiligmäßig lebenden Mönchen, ihre (oft zahlreichen) Wunder und ihr Tod. In der neuzeitlichen Forschung hat sich hieraus ein Gebrauch des Begriffs «Legende» entwickelt, der erfundene Erzählungen mit historischem Kern zusammenfassen will. Inhaltlich entspricht das dem Begriff der Sage, aber Sage betont die mündliche Überlieferung, Legende die Schriftlichkeit. Tatsächlich haben sich diese Unterscheidungen nicht als hilfreich erwiesen. Die Legenden stellen historische Berichte, fiktive Erzählungen über historische Personen und Heiligenviten, in denen nicht einmal der Heilige historisch ist, zusammen, ohne dass sprachlich Unterschiede erkennbar sind. Es sind Ergebnisse mühsamer historischer Forschung, die das eine vom anderen trennen – oder wenigstens die unterschiedlichen Grade der Wahrscheinlichkeit zu bestimmen versuchen.

Dass wir Heiligengeschichten als Legenden, antike Heroengeschichten als Mythen bezeichnen, ist eine Konvention, die nicht mehr hilfreich ist. Sie verhindert, das Gemeinsame zu sehen, das Gemeinsame auf beiden Seiten: die Fiktionalität, das Erfundene; die Historizität, die nachweisbaren Elemente; und, vor allem, die Ähnlichkeiten in den sprachlichen Formen und den Anlässen. Auch Mythen waren «Legenden», waren Texte, die bei religiösen Anlässen vorgetragen, rezitiert oder gar aufgeführt wurden.